

Zur interdisziplinären Aktualität des Zentaurenmythos an der Schwelle zum nächsten Jahrtausend: Der phantastisch-realistische Roman *O centauro no jardim / Der Zentaur im Garten* des brasilianisch-jüdischen Schriftstellerarztes Moacyr Scliar

Eva-Maria Tepperberg

Heidelberg, Deutschland

Kultur und Zivilisation hat es bisher noch nicht gegeben. Sie sind gerade erst im Begriff, auf die Bühne der menschlichen Gesellschaft zu treten.

Wilhelm Reich, *Der Christismord*, 1953

Der Schriftsteller und Arzt Moacyr Scliar ist 1937 als Sohn jüdisch-russischer Immigranten in Porto Alegre geboren. Er ist der bekannteste Vertreter der jüdisch-brasilianischen Literatur sowie der wichtigste Repräsentant des seit Ende der 30er Jahre in Brasilien entstandenen Einwandererromans. Zur literatur- und sozialgeschichtlichen Situierung von Scliars Werk verweise ich auf die vorzügliche Monographie von Albert von Brunn: *Die seltsame Nation des Moacyr Scliar: Jüdisches Epos in Brasilien* (TFM; Verlag Axel Schönberger, Frankfurt am Main 1990). Hier ein Zitat aus diesem einschlägigen Werk, das in besonderer Weise auf unseren Zentaurenroman zutrifft: „Moacyr Scliar (trägt) mit der jüdischen Weltanschauung, dem radikalen Anderssein des Immigranten, der seinen kritisch-analytischen Blick auf den Süden Brasiliens richtet, und dem bitter-melancholischen Humor eines über alle Kontinente gehetzten Volkes etwas völlig Neues in die Literatur des Rio Grande do Sul, ja Brasiliens überhaupt, hinein. So gehört er (. . .) zu den wenigen Literaten, welche die Grenzen des Staates Rio Grande überschritten haben und in mehrere Weltsprachen übersetzt worden sind“ (S. 43). In Deutschland hat sich Scliars Roman leider auf dem Buchmarkt „nicht durchsetzen“ können: 1989 war er in einer Auflage von 10 000 Exemplaren als Rowohl Taschenbuch erschienen; 1991 wurde er vom Markt genommen, nachdem nur 2000 Exemplare abgesetzt worden waren.

Korrespondenzanschrift: Priv.-Doz. Dr. Eva-Maria Tepperberg, Mozartstraße 5, 69121 Heidelberg, Telefon/Telefax (06221) 451197

I

Der Inhalt von *O centauro no jardim* (1980) / *Der Zentaur im Garten* (1985) ist onirisch bunt und reich an Peripetien, die *Fabel* hingegen denkbar einfach: Der jüdische Held und fiktive Ich-Erzähler Guedali Tartakovsky kommt schwer behindert zur Welt, nämlich als ein zentauresches Monster. Erst die Amputation der hinteren Pferdehälfte im Erwachsenenalter macht ihn zum vollgültigen Mitglied der urbanen Zivilisation. Eine zentrale *Botschaft* des Werkes ist nach meiner Lesart ebenfalls einfach. Ich möchte sie in Vorwegnahme des Schlusses meiner Ausführungen „hippo-thetisch“ folgendermaßen formulieren: Nicht nur der zentauresche Held unseres Romans, sondern die Menschheit als ganze ist, so muß es im Lichte der aktuellen Geburtsforschung scheinen, erst halb oder noch gar nicht geboren.

Der Roman ist rahmenförmig komponiert: Erstes und letztes Kapitel sind detailgenau in Raum und Zeit situiert und lauten *São Paulo. Tunesisches Restaurant „Garten der Köstlichkeiten“*. 21. September 1973. In diesem kulinarischen Garten Eden der impliziten Versöhnung zwischen Juden und Arabern feiert Guedali im Kreise der Familie und seiner jüdischen Freunde weinselig seinen 38. Geburtstag. Hier spielt sich die 38jährige Lebensrückschau des Helden ab, eine mäanderreiche Initiation zu sich selbst. Ihre Phantastik wird im Schlußkapitel zwar relativiert, so als sei die ganze Zentaureik nichts anderes als die Ausgeburt eines riesenhaften Hirntumors vor der Operation. Aber der Wahrheitsgehalt der Bilder und Episoden bleibt bestehen. Die Rahmenförmigkeit des Werkes läßt an den Jungschon Archetypus des sog. *Mandala* denken, des magischen Kreises, der dort Ordnung signalisiert, wo vorher Verwirrung war. Das Drama der Identitätssuche und der Assimilation der zweiten Generation jüdischer Immigranten scheint an einen vorläufigen Ruhepunkt gelangt zu sein. Hören wir den Romanbeginn:

Kein Galopp jetzt mehr. Jetzt ist alles gut. / Jetzt sind wir wie alle anderen. (Aus dem Brasilianischen von Karin von Schweder-Schreiner. Hard cover-Ausgabe Hamburg: Hoffmann und Campe, 1985, S. 7)

Das *wir* bezieht sich auf die Ehefrau Tita, die gleichfalls zentauresch geboren war, wenngleich nicht jüdisch, sondern mestizisch. Das „Jetzt ist alles gut“ zieht sich selbstbeschwichtigend als Leitmotiv durch den ganzen Roman. Der Romanschluß lautet folgendermaßen:

(ich) bin schon auf den Beinen zu einem neuen erotischen Abenteuer nämlich. / Wie ein geflügeltes Pferd, das zum Flug bereit ist, zum Flug zu den Bergen des ewigen Lächelns, zu Abrahams Schoß. Wie ein Pferd, das auf den Hufspitzen steht und bereit ist, über die Pampa zu galoppieren. Wie ein Zentaur im Garten, bereit zum Sprung über die Mauer, auf der Suche nach der Freiheit. (S. 299)

Dieses Ende zeigt eine schwebende Homöostase zwischen Lust- und Realitätsprinzip an. Die hippische Sehnsucht ist jedenfalls geblieben, trotz des rettenden Skalpells. Der Phantomschmerz des Verlustes der menschlichen Pferdeheit dürfte evolutionsbiologisch aus jenen fernen Zeiten herrühren, als der *homo habilis* zum *homo erectus* mutierte und die Humangeburt als solche zunehmend risikobelastet und wachsend paradiesfern wurde. Die stammesgeschichtliche Entwicklung der menschlichen Geburt stellt sich der aktuellen Geburtsforschung nämlich

folgendermaßen dar: „Die Evolution der menschlichen Geburt (schreibt der Geburtsforscher Ludwig Janus) ist allem Anschein nach durch die Notwendigkeit belastet, ganz verschiedene Anforderungen zu integrieren. Die progressive Hirnentwicklung mit vergrößertem Schädelvolumen hätte z. B. eine Vergrößerung des Geburtskanals erfordert. Demgegenüber verlangte die Entwicklung zum aufrechten Gang eher einen engen und festen Beckenring und eine Einbuchtung durch die S-förmige Wirbelsäule, die nur in dieser Form den statischen Anforderungen des aufgerichteten Körpers entsprechen konnte. Die ‚Lösung‘ der Evolution lag offenbar in einer Verkürzung der Schwangerschaft um etwa die Hälfte. Die erstaunliche Hilflosigkeit des Menschen im ersten Jahr ist eine Folge dieser stammesgeschichtlichen Gegebenheit, weshalb man das erste Lebensjahr auch als ‚extrauterines Frühjahr‘ bezeichnet hat“ (Ludwig Janus und Sigrun Haibach (Hrsg.): *Seelisches Erleben vor und während der Geburt*. Neu-Isenburg: Lingua-Med Verlags-GmbH, 1997, S. 114f. Siehe ders. auch in: Rainer G. Appell (Hrsg.): *Der verwundete Heiler. Homöopathie und Psychoanalyse im Gespräch*. Heidelberg: Haug Verlag 1995, S. 43f.).

Scliars Phantasie-„Klon“ aus Pampagauchos, griechischer Mythenfigur und stigmatisiertem Juden zeigt im Zeitraffertempo die Strapazen auf, mit denen die Genese des *homo sapiens sapiens* einhergehen kann. Er zeigt aus der Optik des männlichen jüdischen Individuums, welchen Preis die Anpassung an Zivilisation und Kultur bedeutet. Dies geschieht hier zwar unter den entfremdenden Bedingungen der brasilianischen Mittelstandsgesellschaft, ist aber auf den Kulturprozeß schlechthin übertragbar. Albert von Brunn nimmt hier *expressis verbis* auf Freuds kulturkritische Spätschrift *Das Unbehagen in der Kultur* Bezug (S. 95). In Scliars Roman beginnt das Unbehagen – Das *Unglück* hieß es zunächst bei Freud – bereits vor der Geburt. Im Sinne meiner obigen „Hippo-These“ vom erst halb geborenen Menschen beleuchte ich im folgenden die traumatischen Umstände um Vorgeburt, Geburt und Nachgeburt unseres Helden. Bezüglich der Deutung mache ich weiterhin Anleihen bei der aktuellen Geburtsforschung, bei der sog. Prä- und Perinatalmedizin und -psychologie, soweit sie vor allem tiefenpsychologisch begründet ist.

Die lebensgeschichtlichen Anfänge des Helden sind also schwierig, so schwierig, daß sie unter sog. „normalen“ Umständen der Amnesie verfallen würden. Was zu sehr schmerzt, muß verdrängt und vergessen werden, damit die seelische Integrität des Individuums gewahrt bleibt. Unter den ich-auktorialen und realphantastischen Bedingungen dieses Erzählens ist die Amnesie der prä-, peri- und postnatalen Lebenszeit des Menschen fiktiv außer Kraft gesetzt. Guedali scheint sich an alles zu erinnern. Seitens der Mutter ist er ein eher unerwünschtes Kind. Die Strapazen der Flucht vor den judenfeindlichen Kosakenpogromen sowie der Immigration in den zu rodenden Urwald in Südbrasilien sind noch kaum überstanden, da drängt der Vater auf ein weiteres, nämlich viertes Kind, einen zweiten männlichen Nachkommen.

Sie (die Mutter) wehrte sich lange, doch schließlich willigte sie ein. Es war eine qualvolle Schwangerschaft, sie erbrach häufig, konnte sich kaum mit dem riesigen Leib bewegen – ich glaube, es sind vier oder fünf, stöhnte sie – (. . .). Dann kam endlich die Geburt – und das Monster. (S. 24/25)

Der Schock in der Familie ist gewaltig. Die Mutter verfällt in eine Wochenbett-Depression und entwickelt eine Fellallergie. Der verzweifelte Vater hatte vergebens gehofft, der Geburtsdefekt des Babys könne operativ behoben werden. Der herbeigerufene Arzt Doktor Oliveira erstarrt vor Entsetzen beim Anblick des kleinen Zentauren, rettet sich dann in die Distanz „neutraler“ Diagnoseerhebung. Am Ende notiert er:

Penis besonders auffällig, da monströs für einen Säugling von wenigen Tagen. Komplizierter Fall. Radikaloperation? Unmöglich. (S. 27f.)

Die Familie beschließt, das Kind nicht sterben zu lassen, sondern „a aceitar a presença do centauro“ (S. 33), „sich mit dem Vorhandensein des Zentauren abzufinden“ (S. 31).

II

Was bedeutet in geburtstraumatischer Hinsicht die Erfindung eines mischgestaltigen Wesens wie dem des Zentauren als solchem? Der berühmte Freud-Dissident Otto Rank (1884–1939) gibt in seinem 1924 erschienenen Buch *Das Trauma der Geburt und seine Bedeutung für die Psychoanalyse* in dem Kapitel „Die künstlerische Idealisierung“ eine interessante Deutung. Für Rank stellen die kentaurischen und sphingischen Fabelwesen der asiatischen und griechischen Welt des Mythos den Schmerz und die Qual der Loslösungsbestrebungen von der Mutter während des Geburtsaktes dar (Ausz. Fischer TB 6570, 1988, S. 150–173). Der menschliche Oberleib wächst aus dem tierischen mütterlichen Unterleib heraus, ohne sich endgültig von ihm lösen zu können (S. 153). Insofern stellt sich am Ende unseres Romans die Frage, wie diese ambivalente Situation zu lösen wäre. Wird der zentaurensehnsüchtige Mensch sein intrauterines fötales Gartenparadies verlassen können oder aber wird er in ambivalenter Halbgeborenheit verharren?

Worin unterscheidet sich nun Scliars jüdischer Kentaur vom griechischen Archetypus, mögen wir an die vorzivilisatorischen wilden Kentauren denken oder aber an den weisen Pädagogen, Heiler und Künstler, den kentaurischen *Chiron*? Der jüdische Kentaur hat eine Traumen-Akkumulation besonderer Art zu überstehen: Dem Trauma der Geburt, dem Trauma der Nabelschnurdurchtrennung folgt hier das Trauma der rituellen Beschneidung. Scliars Darstellung der Episode läßt keinen Zweifel daran, daß es sich hier um einen schweren Eingriff in die postnatale Körperseele handelt. Ich zitiere den gesamten Passus (S. 32–35):

Jetzt, wo die Familie wieder um den Tisch vereint ist, jetzt, wo alles gut ist, beschließt mein Vater, es sei an der Zeit, den Jungen zu beschneiden. Als frommer Mann wird er natürlich seinen Pflichten nachkommen. Das Kind muß in das Judentum eingeführt werden.

Vorsichtig, denn er fürchtet Widerstand, unterbreitet er das Thema seiner Frau. Sie seufzt nur (von nun an wird sie häufig seufzen): Ist gut, Leon. Ruf den *Mohel*, tue, was getan werden muß.

Mein Vater spannt die Stute vor den Karren – der nur zu solch besonderen Anlässen benutzt wird – und er fährt in die Stadt, um den *Mohel* zu holen. Er sagt, er habe einen Sohn bekommen, und ohne Einzelheiten zu nennen (ohne zu sagen, daß der Kleine ein *Zentaur* ist), bittet er, die Beschneidung noch am selben Tag vorzunehmen, denn die im Gesetz vorgesehene Frist sei schon abgelaufen. Und die Zeremonie müsse auf der Fazenda stattfinden, weil die Mutter des Kindes erkrankt und nicht transportfähig sei.

Der *Mohel*, ein buckliges Männchen, das unentwegt blinzelt, hört sich die Geschichte mit wachsendem Mißtrauen an. An der Sache stimmt was nicht. Aber mein Vater drängt: Komm jetzt, *Mohel*, wir haben einen weiten Weg vor uns. Und die Zeugen, fragt der *Mohel*. Leider habe ich keine Zeugen besorgen können, sagt mein Vater, wir müssen die Beschneidung eben ohne Zeugen machen. Es sind keine Zeugen da? Dem *Mohel* gefällt die Geschichte überhaupt nicht. Aber er kennt meinen Vater schon lange, er weiß, daß man ihm vertrauen kann. Außerdem ist er daran gewöhnt, daß die Leute vom Land merkwürdig sind. Er nimmt seine Tasche mit den Instrumenten, das Gebetbuch, den Gebetsschal und steigt in den Pferdekarren. Unterwegs beginnt meine Vater, das Terrain vorzubereiten. Der Junge hat einen Geburtsfehler, sagt er und bemüht sich, sorglos zu wirken. Der *Mohel* wird unruhig. Ist es etwas Ernstes? *Das Kind wird doch wohl nicht bei der Beschneidung sterben?* (Hervorhebung E.-M. T.). Ach was, beruhigt ihn mein Vater, er hat zwar einen Geburtsfehler, aber er ist kräftig, Sie werden es schon sehen.

Sie erreichen das Haus bei Einbruch der Nacht; der *Mohel* schimpft, es ist schwierig, bei Laternenlicht zu arbeiten. Stöhnend und fluchend steigt er aus dem Karren.

Die Familie ist im Eßzimmer versammelt. Der *Mohel* begrüßt meine Mutter, lobt meine Schwestern, erinnert daran, daß er die Beschneidung bei Bernardo vorgenommen hat, der hat mir einige Mühe gemacht, der da! Er legt den Gebetsschal um und fragt nach dem Baby. Mein Vater holt mich aus der Kiste und legt mich auf den Tisch.

Mein Gott, stöhnt der *Mohel*, läßt seine Tasche fallen und weicht zurück. Eine halbe Umdrehung, er läuft zur Tür. Mein Vater läuft hinterher, hält ihn fest: Nicht weglaufen, *Mohel*. Tue, was getan werden muß! Aber das ist ja ein Pferd, schreit der *Mohel* und versucht, sich aus dem kräftigen Griff meines Vaters zu befreien, Pferde zu beschneiden bin ich nicht verpflichtet. Das ist kein Pferd, brüllt mein Vater, sondern ein behindertes Kind, ein jüdisches Kind!

Meine Mutter und meine Schwestern weinen leise. Da er spürt, daß der *Mohel* sich nicht mehr wehrt, läßt mein Vater ihn los und verriegelt die Tür. Taumelnd lehnt der kleine Mann sich an eine Wand, er zittert und schließt die Augen. Mein Vater bringt die Tasche mit den Instrumenten: Los jetzt, *Mohel*. Ich kann nicht, stöhnt der Mann, ich bin zu aufgereggt. Mein Vater geht in die Küche und kommt mit einem Glas Kognak zurück.

„Trink. Das wird dir gut tun.“

„Aber ich trinke nicht . . .“

„Trink!“

Der *Mohel* leert das Glas mit einem Zug. Er verschluckt sich, er hustet. Besser? Fragt mein Vater. Besser, stöhnt der *Mohel*. Er gibt meinem Vater Anweisung, mich auf den Schoß zu nehmen und holt das rituelle Messer aus der Tasche. Noch schwankt er: Hältst du ihn auch fest? Fragt er über die Brille hinweg. Ja, sagt mein Vater, du kannst kommen, keine Angst. Wird er nicht nach mir ausschlagen? fragt der *Mohel* weiter. Bestimmt nicht, versichert mein Vater, du kannst kommen.

Der *Mohel* tritt näher, mein Vater spreizt meine Hinterbeine. Und nun befinden sie sich genau einander gegenüber, der Penis und der *Mohel*, der große Penis und der kleine *Mohel*, der kleine, faszinierte *Mohel*. Einen solchen Penis hat der *Mohel* Rachmiel noch nie gesehen, er, der schon so viele Beschneidungen vollzogen hat. Er spürt, damit werden die Grenzen seiner Erfahrung überschritten werden, es wird die große Beschneidung seines Lebens, er wird sich bis an das Grab immer an sie erinnern. Ob Pferd oder nicht, das spielt keine Rolle. Da ist eine Vorhaut, und er wird tun, was das Gesetz für die jüdischen Vorhäute befiehlt. Er nimmt das Messer in die Hand, atmet tief durch . . .

Er ist ein Fachmann, der *Mohel*. In wenigen Minuten ist die Sache getan, und er läßt sich erschöpft auf den Stuhl fallen, während mein Vater versucht, mein Gebrüll zu beruhigen, indem er mit mir hin- und hergeht und mich wiegt. Endlich verstumme ich, und er legt

mich in die Kiste. Meiner Mutter geht es nicht gut, meine Schwestern müssen sie zu Bett bringen.

Noch einen Kognak, bittet der *Mohel* mit fast unhörbarer Stimme. Mein Vater bringt zwei Gläser, eins für ihn, das andere für sich selbst. Trotz allem ist er zufrieden, dem Gesetz ist Genüge getan. (Gemeint ist der zwischen Gott und dem 99jährigen Abraham geschlossene Beschneidungsbund: Genesis 17, 10–14, 27).

So also führt uns Scliar an die Wurzeln des Jahrtausende lang geheiligten Dienstes an Jahwe heran, säkularisiert, jenseits von *Totem und Tabu*, in parodistischer Abwehr einer Urangst und eines Urschmerzes, für deren Intensität es wohl keine Worte gibt. Scliar bedient sich hier mehrerer Verfahren der Angst- und Schmerzabwehr: Neben der galgenironischen Inszenierung finden wir vor allem Abwehrmechanismen wie Projektion und Kompensation. Wenn der *Mohel* fragt: „*Não vá a criança morrer por causa da circuncisão! (sic)*“ / „Das Kind wird doch wohl bei der Beschneidung nicht sterben?“, so erscheint die Realangst des Säuglings vor den möglicherweise tödlichen Folgen des Eingriffs in der Projektion: Nicht ich, der zu Beschneidende, habe Todesangst, sondern der Beschneider. Kompensatorische Angstabwehr gegen mögliche Verstümmelung, Kastration oder gar Tod stellt die leitmotivisch übergroße Pferderute dar. Sie ist mehrfach Objekt der Bewunderung von Männern. Ich wiederhole die zentrale Passage von oben:

Und nun befinden sie sich genau einander gegenüber, der Penis und der *Mohel*, der große Penis und der kleine *Mohel*, der kleine, faszinierte *Mohel*. Einen solchen Penis hat der *Mohel* Rachmiel noch nie gesehen, er, der schon so viele Beschneidungen vollzogen hat. (S. 35)

Später wird das Beschneidungsmesser zum Skalpell des marokkanischen Arztes, der auf Geschlechtsumwandlung spezialisiert ist und der an Guedali und Tita erfolgreich die Amputation vom Vier- zum Zweibeiner vornimmt. Wir sehen gleichsam das heilerische Prinzip des *similia similibus curantur* am Werk, Gleiches wird durch Gleiches geheilt, es ist das initiatische Prinzip des Schwertes, das die Wunde heilt, die es schlug. Der Pferdepenis hat als Transplantat die Radikalkur überlebt, der Chirurg ist von seiner Kunst begeistert:

Mit strahlendem Gesicht begann er zu beschreiben, wie er den Penis an die den menschlichen Lebewesen entsprechende Stelle zwischen den Vorderbeinen verpflanzt hatte: Er ist wunderbar geworden, begeisterte er sich. Er lachte; und was für ein Penis, was? Was für ein großartiger Penis! Er zwinkert mit einem Auge: Ich beneide Sie, mein Freund; wirklich, ich beneide Sie darum. (S. 125)

Die riesige Pferderute hat kompensatorische und apotropäische Bedeutung, d. h. sie vermag das Unheil unbewußt gefürchteter Kastration chronisch abzuwehren. Der sog. „Kastrationskomplex“ beginnt also nicht erst mit dem ödipalen Dreiecksdrama, sondern ist postnatal engrammiert und stellt eine Sache ausschließlich unter Männern dar.

III

Mit der künstlichen Mutation zur Zweibeinigkeit braucht sich das Zentaurenpaar nicht länger mehr zu verstecken, es kann ein normal angepaßtes ziviles Leben führen, es kann heiraten, Guedali kann in der internationalen Geschäftswelt lu-

krativ Fuß fassen. Ein männliches Zwillingpaar wird geboren. Man höre, wie der junge Vater gegen den Widerstand der Mutter auch noch in der dritten Generation jüdischen Immigrantentums die Beschneidung erpresserisch erzwingt:

Sie (Tita) wollte die Jungen nicht beschneiden lassen. Meine Kinder wird keiner anfasen, sagte sie resolut. Es reicht schon, daß ich übergetreten bin (zum Judentum nämlich), jetzt will ich von diesem Unsinn nichts mehr hören. / Aber ich war auch nicht zum Nachgeben bereit. Ich dachte an den Bericht meines Vaters, wie er darum gekämpft hatte, den *Mohel* ins Haus zu holen; *ich war ihm die Beschneidung einfach schuldig* (Hervorhebung E.-M. T.). Ich erklärte es Tita, ich erklärte es immer wieder, und irgendwann drohte ich, sie zu verlassen und die Kinder mitzunehmen. Da gab Tita nach. (S. 168f.)

Die Identifikation des Sohnes mit dem Vater als dem einstigen männlichen Aggressor ist komplett. Der eigene postnatale Schmerz ist der Verdrängung und Amnesie anheimgefallen und das bedeutet zugleich einem Denkverbot. Die patriarchale Gesetzesordnung wird seitens des Mannes und Vaters unwidersprochen in die nächste Generation transportiert. Sie widersteht jedwedem kognitiven Zugriff.

Zur evolutionären Kalamität der menschlichen Frühgeburlichkeit treten weitere Streßmomente hinzu, so die wissenschaftlich heute einwandfrei dokumentierten Streßmomente der sozio-ökonomisch bedingten medizinalisierten und zusätzlich pathogenen Geburt mit ihrer noch immer viel zu mechanistisch abrupten Nabelschnurdurchtrennung, Nabelschnur-, „kastration“ . . . Das ethnisch-religiös erzwungene Ritual der männlichen Beschneidung stellt ohne Zweifel eine weitere Aggravation der Traumenkette dar. „Noch bis in die jüngste Zeit wurden Operationen an Neugeborenen oft ohne Betäubung durchgeführt, weil psychisches Erleben und Schmerzempfindlichkeit nicht angenommen wurden“, schreibt Ludwig Janus. „Erst der Nachweis von erhöhten Streßhormonspiegeln bei Operationen ohne Narkose führte zu einer Veränderung dieser Praxis“ (*Wie die Seele entsteht. Unser psychisches Leben vor und nach der Geburt*. Heidelberg: Mattes 1998, S. 21). Über weibliche Beschneidungsrituale ist viel geschrieben und diskutiert worden, d. h. über das rituelle Opfer des seelisch gesehen männlichen Teils der weiblichen Sexualität. Über dem rituellen Opfer des in psychischer Hinsicht weiblichen Teils der männlichen Sexualität hängt bislang, so scheint es, noch ein Tabu. Scliars enttabuisierende Darstellung ermutigt zur Enttabuisierung des interdisziplinären Diskurses. In dieselbe Richtung der Argumentation weist auch mein Essay zum Werk eines anderen „jüdischen“ Autors unter dem Titel „Die pegasische Feuerwerksschrift des gespaltenen Kentauren in den *Autofictions* von (Julien) Serge Doubrovsky (*1928). Zur Aktualität des Bild- und Motivkomplexes um Reiter, Pferd und (Im)Potenz in der Gegenwartsliteratur“; in: Hinrich Hudde / Udo Schöning / Friedrich Wolfzettel (Hrsg.): *Literatur: Geschichte und Verstehen. Festschrift für Ulrich Mölk zum 60. Geburtstag*. Studia Romanica 87, Heidelberg: Winter 1997, S. 517–542 (insbes. Abschnitte II und X).

IV

Scliars spezifisch „jüdische“ Zuspitzung des Dramas um die menschlich-männlichen Lebensanfänge ist allerdings nicht nur von innerjüdischem Interesse. Sie ist nicht nur eine pathogene Abweichung von der sog. Norm oder Normalität.

Vielmehr gibt sie Anlaß, die herrschende Norm der Gebär- und Geburtspraxis überhaupt radikal in Frage zu stellen. Vor dem Hintergrund eines neuen sozio- und geosystemischen Paradigmas des englischen Geburtsforschers David Wasdell erscheint gerade die geltende Norm als pathogen und pathologisch. Demnach resultiert nämlich gerade aus der neuzeitlich geburtsdynamischen Norm jene global fatale Pathologie, die eine unbewußt noch immer ungeborene Menschheit hervorbringt, ungeboren infolge zu großer prä- und perinataler Traumatisierung, und dies im Massenmaßstab. Zitat: „Unerträgliche vorgeburtliche und geburtliche Streßbelastung ist die Ursache zahlreicher Abwehrmechanismen: Fixierung, Regression, Spaltung und Verdrängung. (...) Die unterdrückte Trauer und der verleugnete Verlust der idealisierten uterinen Umgebung kann zu einer lebenslangen Suche nach dem ‚verlorenen Paradies‘ führen und zu einer zwanghaften Verleugnung der Wirklichkeiten von Trennung und Tod“ (deutsches Resümee des Aufsatzes „Birth Time and the Dynamics of Social Systems“ in: *Int. J. of Prenatal and Perinatal Psychology and Medicine*, Vol. 7 (1995), Heft 4, S. 475–481; 540).

Einen lebensgefährlichen Rückfall in fötal regressive Sehnsucht erlebt Jahre nach dem chirurgischen Eingriff auch Guedali noch einmal. Aus Verzweiflung über einen Seitensprung seiner Ehefrau Tita mit einem jungen Zentauren fliegt bzw. flieht er nach Marokko: Er will sich zum Zentauren rückoperieren lassen. Gipfel der Regression ist die heimliche sexuelle Beziehung zu der „wunderschönen“ Löwin-Sphinx Lolah, die der marokkanische Arzt platonisch liebt und im Käfig hält. Die ödipale Konstellation endet tödlich für die Frau. Am Tag der geplanten Operation muß sie in Notwehr erschossen werden. Sie war in den Operationssaal eingedrungen, wo der Arzt gerade die zu transplantierende hintere Pferdehälfte abgetrennt hat:

Sie stürzt sich auf das Pferd, auf die Hinterbeine des Pferdes und reißt sie mit Pranken in Stücke. Entsetzt weicht der Arzt in eine Ecke zurück. Sie setzt zum Sprung an – da zieht der Gehilfe den Revolver und trifft Lolah mit sechs Schüssen im Gesicht und am Hals. (S. 245)

Alles Mischgestaltige verschwindet von der Bühne des Geschehens. Aber die Sehnsucht nach gewaltfreier Geburt bleibt bestehen, wie der Romanschluß signalisiert: Der Protagonist ist schon

auf den Beinen (...) wie ein Zentaur im Garten, bereit zum Sprung über die Mauer, auf der Suche nach der Freiheit. (S. 299)

Es ist die Sehnsucht nach einem androzentrisch konnotierten Paradies in Abrahams Schoß und damit eine Sehnsucht mit wenig Aussicht auf Erfüllung.

Unbewußtes Nochnichtgeborenein bringt politisch und ökologisch gefährliche Utopievorstellungen hervor. „Das soziale System (so die Argumentation von David Wasdell) wird als eine Art Mega-Uterus erlebt und das Utopia einer idealisierten uterinen Welt wird in die politischen Ideologien projiziert und durch religiöse Mythen und Riten verstärkt. Im Sinne dieser Trance behandeln wir die Umwelt als eine unerschöpfliche Plazenta, die ihrem Mega-Fötus ein unendliches Wachstum garantiert. Was immer die Fantasie eines idealen Raumes bedroht, wird verdrängt, verleugnet und ausgeblendet. Unterschiede werden als Bedrohung gesehen und gnadenlos verfolgt und eliminiert“ (ebd.). So scheint auch der allseits bewachte Wohnpark des Protagonisten und seiner Freunde noch immer nicht genügend

abgesichert zu sein: Der harmlose junge Zentaur Ricardo wird fälschlich als Bedrohung erlebt und versehentlich erschossen.

Das schwebende Ende von Scliars Romanschluß könnte zu dieser romanübergreifenden Frage Anlaß geben: Ist nicht auch die Menschheit als ganze noch immer ein ungeborener oder halbgeborener Mega-Kentaur, todesphobisch beseelt von der illusionären, irrealen Sehnsucht nach einem irdischen Paradies? Aber: „Es gibt keinen Weg zurück in die idealisierte Traumzeitwelt einer uterinen Existenz“ (S. 541). „It is indeed a time to be born, and that time is now“ (David Wasdell, S. 481).

Geburtsbericht

Wassergeburt – Die Welle schwappt über

Constanze Weigle-Jagfeld

Meine Erfahrungen als humanistische körperorientierte Psychotherapeutin haben mich sehr beeinflusst, als ich 1993 zum ersten Mal schwanger war. Ich habe die Schwangerschaft meistens sehr genossen und war gespannt auf all die psychischen und physischen Veränderungen in mir. Es war mir schnell klar, daß eine Schwangerschaft keine Krankheit ist und deshalb die Geburt auch nicht im Krankenhaus stattfinden muß – außer bei Komplikationen. Geburtshäuser sind ja noch recht selten in Deutschland, und so haben mein Mann und ich uns für eine Hausgeburt entschieden. Das Baby sollte in gewohnter Umgebung auf natürliche Weise zur Welt kommen. Im fünften Schwangerschaftsmonat sind wir auf Hochzeitsreise nach Hawaii gefahren. Auf Big Island haben uns Delphine begleitet, als wir einen Ausflug mit dem Kanu gemacht haben. Auf Maui haben wir die Tide Pools kennengelernt, natürliche Felsbecken, die bei Flut vom Meer überspült werden. Faszinierend – wir haben uns beim Baden dort so wohl gefühlt. Baden in freier Natur im schwangeren Zustand war ein äußerst angenehmes und inspirierendes Gefühl, das ich sehr genießen konnte. Wir haben erfahren, daß in diesen Tide Pools auch schon Babys auf die Welt gekommen sind. Da haben wir uns zum ersten Mal über die Möglichkeit einer Wassergeburt Gedanken gemacht und erste Erkundigungen eingeholt. Wir waren richtig begeistert von der Idee, und das, was wir darüber erfahren haben, hat uns überzeugt. Wieder zu Hause waren wir dann mit der praktischen Umsetzung konfrontiert. In Deutschland gab es zwar damals schon Erfahrungen mit Wassergeburt, allerdings nur spärlich. Es war nicht einfach, eine Hebamme zu finden, die sich bei einer Erstgebärenden auf eine Hausgeburt einläßt. Das Schicksal war uns hold und wir konnten unsere Idee verwirklichen. Nach intensivem Suchen haben wir schließlich gerade noch rechtzeitig aus England einen Birth-Pool einfliegen lassen. Mein Mann und ich haben ihn auch gleich ausprobiert, nachdem er im Wohnzimmer aufgebaut war und genossen ein meditatives Bad mit Massage als Einstimmung auf das nahe

bevorstehende Ereignis. Da konnte ich so richtig alles um mich herum vergessen und mich nur auf mich und unser Baby konzentrieren. Noch ein paar solcher entspannender Baderlebnisse hat uns das Baby gegönnt, bevor es dann schließlich so weit war und mir ein stechender Schmerz im Unterbauch kurz nach Mitternacht den Beginn der Geburt ankündigte. Am anderen Morgen habe ich die Hebamme verständigt, die dann nach einer Untersuchung meinte, daß es wohl noch ein paar Stunden dauern würde. Als die Wehen heftiger wurden, habe ich mich dann ins Wasser begeben. Welch eine Erleichterung! Mein Platz mit der notwendigen Bewegungsfreiheit und den schützenden Grenzen. Zeitweise habe ich mich wie ein Wal gefühlt und durchs Wasser getobt. Zum Glück war das Becken so stabil! Im Vertrauen an all das Positive, was ich bisher erlebt habe, und an das, was mich durch eine Schwangerschaft ohne Komplikationen bis hierher gebracht hat, habe ich es schließlich geschafft und am Nachmittag meine kleine Tochter im Arm gehalten. Unsere erste Begegnung hat im Wasser stattgefunden, Welch eine schöne Erfahrung. Die erste Nacht haben wir zu dritt in unserem Bett verbracht, und ich war so dankbar dafür, daß ich für unser Kind da sein konnte und ihm Schutz und Geborgenheit geben konnte bei der Eingewöhnung hier „an Land“. Bis heute ist Glorianna Soloina Julia ein sehr gesundes Kind, von allen gern gemocht und wegen ihrer Natürlichkeit, Unbefangenheit und Intelligenz immer wieder erstaunt beachtet. Ich danke Gott – der schöpferischen Lebenskraft – für diese Erfahrung in meinem Leben, die ich noch ein zweites Mal bei der Geburt unseres Sohnes Christian Gabriel machen durfte.

Constanze Weigle-Jagfeld, Dipl.-Psych./Psychotherapeutin in eigener Praxis in Stuttgart. Es ist möglich, den Birth-Pool zu mieten. Außerdem biete ich Schwangerschaftsbegleitung und Geburtsvorbereitung auf Grundlage von Erfahrungen aus der Psychotherapie und der schamanistischen Heilkunde an. Nähere Informationen: Telefon (0711) 698400